

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Reading, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold Puwelle, in der Süd Sten Straße, Ecke der Cherry Alley, Bchm's Wirthshaus-Hofe gegenüber.

Jahrg. 7, ganze Num. 313.

Dienstag den 2. September, 1845.

Laufende Nummer 1.

Bedingungen. — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superial-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist Ein Dollar des Jahrs, welcher in halbjährlicher Vorausbezahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahrs nicht bezahlt, werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufforderungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingerückt. Unterschreibern in dieser Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. Briefe und Mittheilungen müssen postfrei eingesandt werden.

Der lebende Tode.

Eine wahre Geschichte.

[Schluß.]

„Ja, Du hattest Recht, meine Güte, und ich war unklug und übereilt, daß ich die Folgen Deiner Lage nicht besser bedachte. Aber wohin fahren wir?“ fragte der Oberst, indem er bemerkte, daß der Wagen eben die Barriere la Chapelle passirte.

„Nach meinem Landsitze nahe bei Gros-lay im Thale bei Montmorency. Dort wollen wir mit einander überlegen, was zu thun ist. Ich kenne meine Pflichten. Ich bin Ihre Gattin vor Gott und nach dem Rechte, wenn ich es auch nicht in der That bin. Aber wollen Sie, daß wir vor ganz Paris zum Gespötte werden? Wenn Sie, über mein Schicksal entschieden haben werden, werde ich mich Ihrem Willen zu fügen wissen, aber bis dahin lassen Sie unser Geheimniß das unfrige sein und uns unsere Würde behaupten. „Sie lieben mich noch“ fuhr sie mit sanftem Tone fort, indem sie einen wehmüthig süßen Blick auf den Oberst warf, „und ich war nicht berechtigt neue Bande zu schließen, allein ich will dem Manne, dessen Charakter ich kenne und auf dessen Hochherzigkeit ich vertraue, mein ganzes Herz eröffnen: ich liebe den Grafen Ferrand; — ich will Ihnen nicht sagen, daß er jung, schön und angenehm ist, und daß er mir gefällt; nein auch wenn er häßlich wäre, würde ich ihn lieben, und ich glaube dieses zu dürfen. Ich eröthe nicht vor diesem Verständniß; es kann Ihnen schmerzhaft sein, aber es entehrt Sie nicht. Ich erkenne Sie als meinen Richter und übergebe mich Ihrer Gnade. Der Zufall machte mich zur Wittve, aber ich war nicht Mutter, sehr bin ich es geworden.“

Der Oberst gab seiner Gattin mit der Hand ein Zeichen zu schweigen, und fast eine halbe Meile blieben beide stumm neben einander sitzen. Endlich sagte er wehmüthig: „Ach, Rosine! die Todten sollten im Grabe bleiben, nicht wahr?“

„Nein, o nein! Halten Sie mich nicht für undankbar. Sie finden zwar eine Mutter wieder, wo Sie eine Gattin zurückließen; aber wenn es auch nicht mehr in meiner Macht steht, Ihnen meine Liebe zu schenken, so weiß ich doch, was ich Ihnen schuldig bin, und dem Freunde kann und will ich alles bieten, was —“

„Rosine!“ erwiderte Chabert mit sanfter Stimme, „ich kenne keine Rache! Wenn ich Dir harte Bedingungen auflegen wollte, so geschähe es nur, weil ich mein Unglück von Dir verkannt, verspottet wähe. Wir wollen Alles vergessen.“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, dessen Anmuth der Widerschein einer schönen Seele war. „Gott bewahre mich, von Dir Liebe zu fordern, die Du mir nicht mehr geben kannst. Die Wuth gab mir dieses ein, die Rache. — Ich wollte Dir ein lebender Gewissenstheil in Deinem Glücke sein, welches ich dadurch vergiften wollte — ich schäme mich dessen jetzt.“

Die Gräfin warf ihm einen so dankbaren Blick für diese Aeußerung zu, daß der arme Chabert mit Freuden in seine Grube zu Silau zurückgekehrt wäre.

„Mein Freund, von allen dem wollen wir später sprechen, wenn wir in einer ruhigeren Stimmung sind.“ sprach die Gräfin und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Sie kamen endlich bei einem großen Park an, in einem malerischen Thale, welches die Hügel von Margency von dem freundlichen Dörfchen Gros-lay scheidet. Die Gräfin besaß da ein schönes und angenehmes Landhaus, in welchem für alle Bedürfnisse und Vergnügungen reichlich gesorgt war.

Das Unglück vermehrt das Mißtrauen bei den bösen, so wie es das Wohlwollen bei den guten Menschen vergrößert; so hatte es auch unseren Chabert besser ge-

macht, als er war; übrigens konnte er ungeachtet seines geringen Mißtrauens sich doch nicht enthalten, seine Gattin zu fragen: „Du hattest Dir also schon vorgenommen, mich hierher zu führen?“

„Ja,“ antwortete sie, „wenn ich in meinem Segner meinen Chabert wieder finden würde;“ und dabei lächelte sie so anmuthig daß dieses Lächeln auch noch den letzten Rest von Verdacht aus Chaberts Seele verschleuderte.

Drei Tage hindurch benahm sich die Gräfin mit aller möglichen Sorgfalt und Zuverlässigkeit gegen ihren Gast. Sie schien durch Theilnahme, Mitgefühl und Freundlichkeit die Erinnerung seiner Leiden vertilgen zu wollen. Sie bezauberte ihn. Am Abend des dritten Tages aber, als sie in ihr Zimmer trat, legte sie die Maske der Fröhlichkeit ab und warf sich wie eine Schauspielerin, welche nach einer anstrengenden Rolle in die Gardrobe tritt, erschöpft auf das Sopha. Sie nahm einen angefangenen Brief hervor, um ihn zu vollenden.

Der Graf Ferrand, dem ein bedeutendes Vermögen zu verwalten oblag, hatte sich zu seinem Sekretär einen alten zu Grunde gegangenen Advokaten gewählt, einen durchtriebenen, auf dem Felde der Ehre bewanderten Menschen. Der Brief, den sie schrieb, war an ihn gerichtet. Sie ersuchte ihn in ihrem Namen zum Advokaten Derville zu gehen und ihn um Mittheilung der Akten zu bitten, welche den Oberst Chabert betrafen, und wenn er sie gelesen und Abschriften von den wesentlichsten habe nehmen lassen, folglich zu ihr nach Gros-lay zu kommen. Kaum hatte sie den Brief vollendet, als sie im Corridor die Tritte des Obersten vernahm, der ganz ruhig, sie zu besuchen kam.

„Ach,“ sagte sie, als er eintrat, so wie zu sich selbst, „wäre ich lieber todt! Meine Lage ist unerträglich.“

„Was fehlt Ihnen?“ fragte der theilnehmende gute Mann.

„Nichts — nichts!“ antwortete sie; dann stand sie auf, ging aus dem Zimmer, gab ihrem Kammermädchen den Brief und befahl ihr alsogleich nach Paris zu fahren und denselben Herrn Delbecq einzuhändigen. Das Kammermädchen fuhr sogleich ab und die Gräfin ging in den Garten. Der Oberst suchte sie auf, wie sie es erwartete hatte, und setzte sich neben sie auf die Bank.

„Rosine!“ sprach er. „Sie haben Kummer?“ — Sie antwortete nicht.

„Sie antworten mir nicht?“ — sagte Chabert.

„Wenn nun Ferrand mich fragt,“ versetzte sie, „was ich so lange hier zu schaffen habe? Wenn er erfährt, daß ich mit einem Unbekannten hier gehaust, was soll ich ihm sagen? Darum bitte ich Sie, mein Schicksal zu entscheiden; ich bin auf Alles gefaßt.“

„Meine Liebe!“ erwiderte Chabert, indem er ihr beide Hände faßte und sie kramphast drückte, „ich bin entschlossen, mich deiner Ruhe, deinem Glücke zu opfern.“

„Wäre es möglich!“ schrie die Gräfin mit einer konvulsischen Bewegung. „Denke, daß du dann auf alle deine Rechte, auf deinen Namen, auf Dich selbst, und zwar vor Gericht, Verzicht leisten mußt.“

„Wie,“ fragte der Oberst, „ist denn mein Wort nicht genug?“

Das Wort vor Gericht war wie Blei auf das Herz des Alten gefallen und hatte sein Mißtrauen wieder erweckt, und er warf auf seine Frau einen edlen aber ruhigen Blick, der sie erröthen machte und ihre Augen zu Boden senkte.

Da erscholl der Schrei eines Kindes von ferne. „Julie! lasse deine Schwester in Ruhe!“ rief die Comtesse.

„Wie? Ihre Kinder sind hier?“ fragte der Oberst.

„Ja, aber ich habe ihnen verboten Sie zu belästigen.“

Der Alte fühlte die ganze Delikatesse dieses Verbots; er faßte die Hand seiner

Frau, küßte sie und sprach: „Lassen Sie sie doch kommen.“

Die Kinder liefen herbei. „Zwei entehrte Waisen!“ rief die Mutter in Thränen ausbrechend und beide in ihre Arme schließend.

„Ja,“ sagte der Oberst endlich, mit festem, entschlossenen, aber etwas zitternden Tone, „ich muß wieder unter die Erde hinab, auf ihr ist meines Bleibens nicht, ich seh' es.“

„Nein,“ erwiderte die Gräfin, „solch ein Opfer kann ich nicht annehmen. Nein, das kann, das darf nicht sein. Wenn es sich nur um Ihre Existenz handelte, aber es handelt sich um Ihre Ehre. Bekennen, daß Sie ein Lügner, Betrüger sind — bedenken Sie — das kann ich nicht fordern, nicht wünschen. — Ach, hätte ich meine armen Kinder nicht, ich wäre schon bis ans Ende der Welt geflohen.“

„Aber,“ fiel ihr Chabert ein, „kann ich denn nicht hier in Ihrem Landhause leben, als Einer Ihrer Verwandten? Ich brauche ja nichts als ein bißchen Brod und Wasser, etwas Rauchtoback und eine Zeitung.“

Es entspann sich zwischen beiden ein Kampf von Großmuth, worans der Soldat als Sieger hervorging. Er faßte den Entschluß todt zu bleiben, und sich vor Allem, was daraus für ihn entstehen konnte, nun nicht mehr scheuend, fragte er, was er denn thun solle, um das Glück dieser Familie unumstößlich zu begründen.

„Machen Sie was Sie wollen,“ antwortete die Gräfin, „aber ich meines Theils erkläre Ihnen, daß ich mich gar nicht in diese Angelegenheiten mische, ich kann nicht, ich darf nicht.“

Delbecq war seit einigen Tagen angekommen und hatte sich, nach den Instruktionen der Gräfin, das Vertrauen des alten Soldaten zu gewinnen gesucht. Cines Morgens fuhr der Oberst mit Delbecq nach Saint-Leu-Tavernen, wo Delbecq bei einem Notar den Obersten zu Protokoll vernehmen ließ. Chabert war entsetzt, als er hörte, was man ihm in den Mund legte. „Tausend Bomben!“ schrie er, „da wollen sie mich schön anlehnern, für einen Betrüger soll ich gelten!“

„Mein Herr,“ antwortete der pfiffige Delbecq, „ich rathe Ihnen nicht zu unterzeichnen. An Ihrer Stelle würde ich wenigstens einen Vortheil von einer jährlichen Rente von 10,000 Franken für mich aus diesem Prozeß ziehen. Die Gräfin müßte sie geben.“

Der Oberst warf einen verachtenden Blick auf den Spießhüben und lief, von hundert Ideen aufgereizt, wie ein Jüngling nach Hause. Er trat in den Park durch eine Hintertür und setzte sich tief sinnig in einen Kiosk. Der Zufall wollte, daß in der Laube, welche hart an dem Kiosk stand, die Gräfin in großer Angestlichkeit saß und ungeduldig nach der Straße von Saint-Leu sah. Sie hatte den Obersten nicht gesehen, weil er durch das Gehölz gekommen war. Endlich hörte er Tritte, Jemand trat zur Gräfin in die Laube, und diese rief ihm entgegen. „Nun, Delbecq, hat er unterzeichnet?“

„Nein Gräfin, das alte Pferd war stutzig. Es lief davon, daß ich es ganz aus dem Gesichte verlor.“

Da stieg es dem Obersten siedend heiß in die Wangen; er sprang auf, stürzte in die Laube und gab dem Sprecher ein Paar der tüchtigsten Ohrfeigen, indem er ihm zurief: „Alte Pferde können auch noch ausschlagen.“

Delbecq entloß aus der Laube, und der Erzürnte trat nun vor die Gräfin, welche die Augen niederschlug und in Thränen ausbrechen wollte, die aber der innere Grimm nicht recht hervorbrechen ließ. — Lange sah er sie mit verschlungenen Armen an, dann sprach er: „Weib! ich fluche Dir nicht, aber — ich — verachte Dich. Jetzt dank' ich dem Schicksale, das uns trennte. Ich fühle in diesem Augenblicke nicht einmal mehr eine Begierde nach Rache; denn ich liebe dich nicht mehr. Ich verlange nichts mehr von Dir. Deine

Kinder, welche dort im Grase spielen, sollen nicht entehrt werden. — Lebe ruhig; ich werde Dich nicht mehr belästigen, darauf geb' ich Dir mein Ehrenwort, und dieß ist mehr werth, als alle Schnurrpfeifen der Advokaten. Ich werde nie den Namen mehr reclamiren, den ich, das darf ich sagen, in der Welt geltend gemacht habe. Ich will künftig nur der arme Teufel Hyacinth sein, der nichts mehr von der Welt fordert. — Ich will von der Erinnerung leben. — Lebe wohl!“

Die Gräfin warf sich zu seinen Füßen und wollte ihn zurückhalten, indem sie seine beiden Hände faßte, allein er stieß sie mit Abscheu zurück und entloß.

Lange Zeit wußten weder Derville noch die Gräfin, was aus dem Obersten Chabert geworden sei. Der Milchmann, bei dem gewohnt hatte, war zu Grunde gegangen und Lohnkutscher geworden. Derville, der weder mehr von ihm noch von der Gräfin sprechen hörte, dachte, sie hätten vielleicht unter sich selbst einen Vergleich geschlossen. Endlich nach sechs Monaten rechnete er die Summe, welche er Chabert vorgestreckt hatte, zusammen, legte dessen Empfangsbestätigung und die Akten, welche er aus Deutschland erhalten hatte, bei und sandte dies an die Gräfin Ferrand, mit der Bitte um Vergütung der dargelegenen Summe. Schon am nächsten Morgen erhielt er folgende Antwort:

Mein Herr!
„Die Gräfin Ferrand hat mich beauftragt, Ihnen zu melden, daß Ihr Gläubiger Ihr Vertrauen und Ihre Güte, gemißbraucht hat. Das Individuum, nämlich, welches sich für den Obersten Chabert ausgab, hat einbekannt, daß es sich fälschlicher Weise den Namen, und die Eigenschaften dieses würdigen Mannes zugeeignet habe, womit ich die Ehre habe zu sein Ihr ergebenster Diener Delbecq.“

„Es gibt wahrhaftig Menschen, welche schlechter sind, als man sich träumen lassen kann,“ rief Derville, den Brief in der Hand zerknitternd. — „Seid menschlich, großmüthig, ihr Advokaten, wenn ihr zu Grunde gehen wollt. Meine leichtgläubige Gutmüthigkeit kostet mich da eine Summe, die ich durch zehn Prozesse kaum gewinne.“

Ein Jahr nach Empfang dieses Briefes hatte Derville im Palais des Polizeigerichts zu thun, wo er eintraf, als eben der Präsident einen Mann, Namens Hyacinth, als Bagabund auf 2 Monate Gefängnißstrafe und sodann zur Verwahrung in dem Bettlerhospitale zu St. Denis verurtheilte. Als Derville den Namen Hyacinth vernahm, blickte er den Delinquenten an, der zwischen zwei Gensdarmen auf der Bank der Angeklagten saß, und erkannte in ihm seinen falschen Oberst Chabert.

Der alte Soldat saß ruhig, unbeweglich, fast zerstreut, allein ungeachtet der Lumpen, mit denen er bedeckt war, und des Glends, welches aus seinen Zügen sprach, drückten diese doch einen edlen Stolz aus, und sein Blick hatte einen Ausdruck von Stoisimus. Als er fortgeführt wurde, trat Derville zu ihm und fragte: „Kennen Sie mich?“

„Ja, mein Herr,“ versetzte Chabert. „Wenn Sie ein ehrlicher Mann sind,“ fuhr Derville mit leiserer Stimme fort, „wie konnten Sie mein Schuldner bleiben?“

„Der alte Mann erröthete so sehr, wie ein junges Mädchen, welches von seiner Mutter einer heimlichen Liebhaft beschuldigt wird, dann aber schrie er mit lauter Stimme: „Wie? Hat Sie die Gräfin Ferrand nicht bezahlt?“

„Nein,“ antwortete Derville, „statt dessen hat sie mir gemeldet, daß Sie ein Betrüger seien.“

Der Alte hob die Augen gegen Himmel, gleichsam als wollte er ihn um sein Zeugniß ansehen; dann versetzte er: „Mein Herr, wenn Sie mir von den Gensdarmen die Erlaubniß dazu erwirken wollen, so will ich Ihnen den Schuldschein ausstellen, der

gewiß honorirt und bezahlt werden soll.“

Auf ein Wort des Advokaten zu dem Brigadier gestattete es dieser. Hyacinth schrieb wenige Zeilen, siegelte sie, adressirte den Brief an die Gräfin Ferrand und übergab ihn Derville. „Mein Herr,“ sagte er, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen auch jene Dankbarkeit nicht bezeigen konnte, welche ich Ihnen schuldig bin, ich fühle sie nichts weniger hier — hier in meinem Herzen. Ein armer Bettler kann leider nichts anderes thun.“

„Wie?“ fragte Derville, „haben Sie denn keine Jahresrente bedungen?“

„Sprechen wir nicht davon,“ erwiderte der Alte; „wenn Sie wüßten, wie mir dieses Leben zum Ekel ist, Sie würden mir dazu Glück wünschen, daß Sie mich hier trafen. Ich will nichts, ich fordere nichts mehr als den Tod.“ Mit diesen Worten wendete er sich von Derville, welcher nach Hause ging und seinen Schreiber mit dem Briefe zur Gräfin Ferrand sandte, welche ihm auch augenblicklich die Summe übermachte, die ihm Chabert schuldete.

Im Jahre 1830, in der Mitte des Monats Juli, ging ich in Begleitung eines Advokaten nach Ris. Als wir auf die Straße von Bicetre kamen, sahen wir unter einer Linde am Wege einen jener alten, ganz grauen und entkräfteten Armen, welche den Marschallstab der Bettler erhalten haben, indem sie in Bicetre leben, wie die armen Weiber in Salpêriere.

„Sehen Sie doch diesen Alten, Derville!“ sagte ich zu meinem Begleiter; gleich er nicht jenen Männchen von Chokolade, welche unsere Zuckerbäcker verkaufen? Und das lebt, und ist vielleicht sogar glücklich.“

Derville nahm seine Vorkette, sah den Alten an, und nachdem er eine Bewegung des Staunens gemacht hatte, sprach er: — „Der Alte ist ein lebendiges Gedicht. — Kennen Sie die Gräfin Ferrand?“

„Ja, sie ist eine geistreiche, angenehme Frau.“

„Dieser alte Mann aus Bicetre ist ihr Gemahl.“ Als Derville meine Verwunderung darüber bemerkte, erzählte er mir die vorhergehende Geschichte.

Am andern Morgen schlug ich Derville vor, den Oberst Chabert in Bicetre zu besuchen. Wir begaben uns also dahin und fanden den Alten auf einem Baumstamme sitzend; er hielt einen Stock in der Hand, und unterhielt sich damit, Linien in den Sand zu ziehen.

„Guten Morgen, Oberst Chabert!“ redete ihn Derville an.

„Ich heiße Hyacinth,“ antwortete er, „und habe Nr. 164 im 7ten Saale;“ und dabei blickte er Derville ängstlich, mit der Furcht eines Greises und der eines Kindes an. — „Sie kommen vermutlich, um den zum Tode Verurtheilten zu sehen? fuhr er nach einer Weile fort; er ist nicht verheirathet.“

„Armer Mann! sagte Derville, darf ich Ihnen Geld zu Taback anbieten?“

Der Oberst hielt gierig sein Hand hin. Wir gaben ihm jeder ein Silberstück, und er dankte uns, indem er die linke Hand an seine weißen Haare legte. Dann stellte er sich an, als ob er ein Gewehr präsentirte, lud dasselbe, legte es an die Wacke und schrie „Feuer!“ und gleich darauf schrie er wieder Figuren mit seinem Stabe im Saale.

„Seine Wunden und sein Alter haben ihn zum Kinde gemacht,“ sagte Derville. „Er ein Kind? rief uns ein anderer Bewohner von Bicetre zu, der nicht weit von uns stand, ach, das ist ein alter böshafter Kerl, ein Philosoph.“

„Welch ein Geschick!“ rief ich aus. — Dieser Greis stirbt im Hospitale der Alten, nachdem er Napoleon geholfen Europa zu bezwingen.“ —

In London ist ein Falschmünzer zum Galgen verurtheilt. In seinem Gesuche um Gnade schreibt er: Er sei im Leben kein Kopfhänger gewesen, er möchte es auch nach dem Tode nicht werden.